



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P***, Philipp: Französische Poeten. II. : Béranger.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Französische Poeten.

II.

Béranger.

In Mitte der heißen Fehden, welche die deutschen Aesthetiker und Politiker in letzterer Zeit in Bezug auf die politische Poesie geführt haben, ist der Name Béranger oft genug genannt worden. Jede der beiden Parteien suchte den französischen Dichter nach ihrer Art zu deuten. Die Aesthetiker erklärten seine Volksthümlichkeit nur aus seinem naiven Ton, aus der hohen Natürlichkeit seiner Empfindungen und seines Ausdrucks; die Politiker dagegen behaupteten, der nationale Geist, das lebendige Freiheitsgefühl des Dichters habe vor Allem seine Lieder in den Mund des Volkes gebracht. In einem einzigen Punkte sind beide einig, nämlich, daß Béranger ein großer, unerreichter Poet sei. Unerreicht! Unsere politischen Poeten haben es wahrlich nicht an Versuchen fehlen lassen, Béranger zu copiren. Warum ist es keinem gelungen, ihn zu erreichen? Weil zwischen der Natur und der Kunst, oder richtiger gesagt, weil zwischen dem Natürlichem und dem Künstlichem eine ewige Scheidewand existirt, die Niemand überschreiten kann. Béranger suchte seine Weise nicht; er suchte keine Formen, die in seiner Sprache nicht existirten, er ahnte vor Allem keinen Béranger einer andern Nation nach. Er stieg nicht hinauf, er stieg nicht herab; er blieb, wo er geboren und erzogen war, im Volke; er war stets ein schlichter, naiver Mann aus dem Volke, der keine andere Bildung, keinen andern Ausdruck, kein anderes Gefühl und vor Allem keine andere Tendenz hatte, als die übrigen dreißig Millionen Franzosen, die in der Blouse oder im Frack neben ihm lebten. Darum ist er, wie

Börne in seinem trefflichen Aufsatz: „Béranger und Uhland“*) sagt, „ein Spiegel seiner Zeitgenossen, der getreulich ihre Bedürfnisse, Freuden und Schmerzen wiederstrahlt.“

Johann Peter de Béranger ward geboren zu Paris am 17. August 1780; in der armseligen Wohnung seines Großvaters, eines Schneiders, erblickte er das Licht der Welt. Die Nachwelt wird diese Angaben nie in Zweifel ziehen, keine sieben Städte werden je um die Ehre, sein Geburtsort zu sein, streiten, und kein Alterthumsforscher des Jahres 3000 p. Chr. wird einen Band zu schreiben brauchen, um zu beweisen, daß man nicht weiß, wann Béranger geboren sei. Denn der Dichter selbst hat wohlweislich alle hierauf bezüglichen Facta und Data constatirt, als er in den ersten Versen seiner Chanson Der Schneider und die Fee sang:

„Hört, was sich in Paris, der Stadt voll Gold und Jammer,
— Man schrieb seit Christus siebzehnhundert achtzig Jahr —
In eines armen Schneiders, meines Ahnen, Kammer
Zutrug mit mir, der erst zur Welt gekommen war.“

Was die adlige Partikel betrifft, die seinem Namen vorausgeht, so wissen wir ebenfalls durch eine Erklärung aus des Dichters eigenem Mund, daß sie ganz und gar Nichts zu bedeuten hat. Er hat sie, ohne das Warum zu wissen, von seinem Vater überkommen, der sie seinerseits ebenfalls, ohne ihren Ursprung zu kennen, von seinem Vater erhielt. Béranger macht daher keineswegs Ansprüche darauf, ein Abkömmling der alten Grafen der Provence zu sein, die Béranger hießen. Man höre ihn nur wieder selbst:

„Ich adlig? Nein, Ihr hohen Herrn, o nein!
Kein Pergamentbrief heißt mich Ritter sein.
Gemeinem Volk gehör' ich an,
Bin nur ein ganz gemeiner Mann.“

Seine Eltern, über deren Wohnort und Stand wir zu unserm Bedauern dem Leser nicht das Mindeste mittheilen können, ließen ihn unter der Obhut des alten Schneiders, seines Großvaters, bei dem er denn auch bis zu seinem neunten Jahre blieb. Seine Kind-

*) Er stand ursprünglich in der ersten Lieferung der Balance und erschien im Jahre 1836. Seitdem ist er in die bei Pagnerre 1842 veranstaltete Ausgabe der Fragmens littéraires et politiques von Börne übergegangen.

heit stieß glücklich, in ungehemmtem, schrankenlosem Umherschweifen dahin. Wie ein echter Pariser Gamin lebte er fast immer auf der Straße und dort begann auch seine Erziehung unter den ersten Ereignissen der französischen Revolution. Die Eroberung der Bastille, mit deren Zugbrücken und Thürmen die ersten Grundlagen der absoluten Monarchie zusammenstürzten, war die erste große Lehre in Geschichte und Politik, die dem Knaben zu Theil ward, und wer seine, vierzig Jahre später im Staatsgefängniß geschriebene Chanson *Der vierzehnte Juli* kennt, der weiß, wie wenig der Mann diese Lehre, die dem Knaben ward, vergessen hat.

Einige Zeit nach diesem ersten großen Volksstiege finden wir den jungen Béranger in Péronne, einer Stadt der Picardie, wieder. Seine Tante von Vaterseite war in dieser kleinen Festung Besitzerin einer bescheidenen Herberge und vertraute ihrem Neffen die hohen Functionen als Kellner an. Seine Mußestunden benutzte der Knabe dazu, um in sichern Versteck einzelne Bände Voltaire'scher Schriften, die in seine Hände gerathen waren, zu verschlingen. Die Verwandtschaft seiner eigenen satyrischen Geistesrichtung mit der dieses Großmeisters der Ironie und des Sarcasmus offenbarte sich schon damals durch kleine Vorfälle von der Art, wie etwa der folgende, der zur allgemeinen Kunde gekommen ist und der in einer Biographie unseres Dichters nicht unerzählt bleiben darf.

Eines Tages, während draußen ein heftiges Gewitter tobte, besprenge Béranger's Tante, eine schlichte und katholisch-fromme Frau, ihr ganzes Haus mit Weihwasser. Ihr kleiner Freigeist von Nefte, der in der Hausthür auf der Schwelle stand, lachte still vor sich hin über diesen Blitzableiter seiner Tante und sah sich den Himmel an. Was er dabei dachte? Wer weiß. Vielleicht keimte in seiner Seele der erste Gedanke zu jener eben so humoristischen, als keizerischen Chanson, die er später unter dem Titel *Der liebe Gott* schrieb. Da plötzlich traf ihn ein fürchterlicher Blitzschlag und versetzte ihn auf einige Stunden in einen Zustand völliger Lähmung. Ein ähnlicher tragischer Vorfall war es bekanntlich, der Luther einst auf die Bahn seines wahren Berufes leitete und ihn in's Kloster führte. Ganz anders wirkte dieser Vorfall auf Béranger. Als er nämlich nach langer Ohnmacht endlich erwachte und seine Tante zu Häupten seines Bettes in ängstlicher Besorgniß und frommem Ge-

bet knieen sah, bestand das erste Lebenszeichen, das er von sich gab, in der spöttischen Frage, die er an seine Ruhme richtete: Nun, zu was hilfst also Dein Weihwasser?

In seinem vierzehnten Jahre trat Béranger als Lehrling in die Druckerei des Herrn Laisné zu Peronne. Während hier seine Hände mühsam aus dem Setzkasten die Buchstaben zusammensuchten, um die Verse Anderer zu setzen, während er, nach dem Ausdrucke Börne's, „wie Franklin lernte, das Blei zu handhaben, das der Tyrannei und ihren Listen so gefährlich ist,“ war sein Geist damit beschäftigt, Worte und Reime zusammenzufuchen, um seine eigenen Verse zu machen. Sein Druckherr, ein Mann von Geschmack, gab sich vergebens alle Mühe, um ihm die Grundsätze der Rechtschreibung und Rechtssetzung beizubringen. Er kam nicht zu Stande damit und tröstete sich dafür, indem er ihn mit besserem Erfolge die Regeln des Versbaues lehrte und seine ersten poetischen Versuche ausbesserte.

Einige Zeit nachher besuchte Béranger die Lehrstunden der sogenannten Patriotischen Unterrichtsanstalt, die in Peronne begründet worden war. In dieser, nach Jean Jacques Rousseau's System, aber nicht mit seinem Geiste organisirten Schule lernten die Kinder nur die gesetzgebenden Versammlungen der Hauptstadt nachäffen, Berathungen veranstalten, lange Reden herdeclamiren, Anträge stellen und begründen u. dergl. m. Béranger gehörte zu den stärksten Redehaltern dieser Schule. Wie jene Zeit in Allem die richtigen theoretischen Grundsätze, von denen sie ausging, durch eine falsche praktische Anwendung verdarb, so hatte sie auch aus der Erziehung „der jungen Bürger der Republik“ das Latein und Griechisch gänzlich ausgeschlossen. So kam es, daß Béranger, — der in Bezug auf Harmonie des Versbaues und Klarheit des Gedankens vielleicht der classischste aller französischen Dichter genannt werden kann, — die classischen Sprachen niemals erlernt hat. Er begnügte sich, wie es einst auch sein Bruder in Poesie, Shakspeare, gethan hatte, damit, den Geist ihrer großen Poeten aus Uebersetzungen zu errathen.

In seinem siebzehnten Jahre kehrte Béranger nach Paris zurück. Ohne Führer, ohne Stütze, ohne Vermögen, dafür aber begabt mit den traurigen Gütern einer halben, unvollständigen Bildung, einem lebhaften Wunsche nach Berühmtheit und der vollen Gluth seiner

jungen, lebenskräftigen Sinne, — so in's Leben hinausgeschleudert, wiegte sich Béranger seine Jugend hindurch in den ehrgeizigsten Träumen, unterließ aber nicht, durch eifrige und fleißige Studien den Schatz seiner Kenntnisse zu erweitern und zu vervollkommen. Er fühlte, daß er ein von Gottes Gnaden geborner Dichter sei, aber noch hatte er, obzwar er durch Anläufe in die verschiedensten Gattungen der Dichtkunst danach suchte, die wahre Bahn seines Geistes nicht gefunden. So begann er damals ein Lustspiel unter dem Titel „Die Hermaphroditen,“ warf es aber bald ins Feuer. So keimten in seinem Gehirn die Grundgedanken zu einem großen epischen Gedicht, das „Chlodwig“ heißen sollte, reisten aber nicht bis zur Frucht. So erzeugte er Dithyramben voll hoher und ernster Religiosität über Stoffe, wie „Die Sündfluth,“ „Das jüngste Gericht,“ „Die Wiederherstellung des Gottesdienstes in Frankreich.“ So endlich schrieb er ein idyllisches Gedicht in vier Gesängen, das er „Die Pilgerschaft“ nannte.

Einen Augenblick lang hatten ihn die harten Kämpfe, die er mit dem Glend durchzufechten hatte, dermaßen mürbe gemacht, daß er den Entschluß faßte, sich nach Aegypten zu begeben, das damals im Besitze der französischen Armeen war. Aber ein Mitglied der Expedition, das alle seine Illusionen darüber verloren hatte und nach Frankreich zurückgekehrt war, verscheuchte diesen Traum aus seinem Geiste und der arme, unbekannte Poet entschloß sich von Neuem, mit aller Energie und aller Hoffnungskraft einer jungen Seele, in Paris zu bleiben und sich an's Leben festzuklammern. Er ließ sich denn auch, unbekümmert um die Zukunft, nun von dem Wirbelstrom des Pariser Lebens und von der Gluth seiner eigenen Sinne fortreißen und lebte im Umgang mit frohen Gefellen und leichten Geliebten in den Tag hinein. Diese Periode im Leben unseres Dichters, der immer noch kein sicheres Brod hatte und der, wie er selbst irgendwo erzählt, „so arm war, daß die mindeste Lustpartie, die er sich erlaubte, ihn dann zwang, acht Tage lang von Wasser und Brod zu leben,“ — diese Periode ist es, der die meisten seiner die Lust, die Liebe, den Wein, die Sinne und die tollen Jugendfreuden feiernden Chansons angehören. Er war damals Epikuräer, so viel er konnte, und suchte sich über das Unglückliche seiner Lage zu über-täuben, so gut es eben ging.

Aber auch dieser fröhlichen Epoche fehlte es nicht an Stunden der Entmuthigung und der Bitterkeit. Wenn nach den Tagen der Trunkenheit der traurige Morgen der Nüchternheit kam, wenn der arme Dichter sich allein mit seinem Glend und seiner Ruhmlosigkeit sah, — dann verscheuchte der Trübsinn die Fröhlichkeit von ihrem Plage und keine heitern Refrains entsprangen dem Haupte des Dichters; er bemühte sich vielmehr alsdann, den düstern Schleier zu zerreißen, der seine Zukunft verhüllte. In einem dieser Augenblicke trüben Sinns ward ein glücklicher Einfall für unsern armen Dichter die Quelle eines unverhofften Wohlstandes. Wir wollen die Thatsache unsern Lesern mit *Béranger's* eigenen Worten erzählen, wie man sie in der Widmung seiner Gesänge an *Lucian Buonaparte* lesen kann.

„Im Jahre 1805, aller Hilfsmittel beraubt, müde gemacht durch „getäuschte Hoffnungen, zu einer Zeit, da ich Verse schrieb ohne Zweck „und ohne irgend eine Ermuthigung, ohne Belehrung und ohne guten Rath, hatte ich den Einfall (und wie viel ähnliche Einfälle sind „für mich ohne Resultat geblieben!), meine formlosen Poesien in ein „Couvert einzuschlagen und sie per Post an den Bruder des ersten „Consuls, an Herrn *Lucian Buonaparte*, zu senden, der schon damals „durch sein großes Nebertalent und durch seine Liebe für Kunst und „Literatur berühmt war. Der Brief, mit dem ich diese Sendung „begleitete, war, ich erinnere mich dessen noch recht gut, würdig „eines jungen republicanischen Gehirns und trug das Gepräge eines „Stolzes, der sich durch die Nothwendigkeit, zu einem Protecteur seine „Zuflucht nehmen zu müssen, verletzt fühlt. Arm, unbekannt, so viele „Male in meinen Hoffnungen betrogen, wagte ich es nicht, von einem Schritte, den Niemand unterstützte, einen glücklichen Erfolg zu „hoffen. Aber am dritten Tage, o unsägliche Freude! ließ mich Herr „*Lucian* zu sich rufen, erkundigte sich nach meiner Lage, deren Härte „er bald milderte, sprach mit mir, wie ein Dichter zum andern, und „ertheilte mir eine reiche Summe von Ermuthigungen und guten „Rathschlägen. Unglücklicher Weise sah er sich bald darauf gezwungen, Frankreich zu verlassen. Schon mußte ich mich von ihm vergessen glauben, da erhielt ich aus Rom eine Vollmacht, um seinen Gehalt von der Academie, deren Mitglied Herr *Lucian* war, an mich zu nehmen. In seinem Briefe, den ich wie ein Kleinod auf-

„bewahrt, sagte er mir: „„Ich bitte Sie, meinen Gehalt als Academi-
 „„miker anzunehmen, und ich hege keinen Zweifel daran, daß, wenn
 „„Sie fortfahren, Ihr Talent durch fleißige Arbeit auszubilden, Sie
 „„einst eine der Zierden unsres Parnasses werden. Verwenden Sie
 „„besondre Sorgfalt auf die Zartheit des Rhythmus; hören Sie
 „„nicht auf, kühn zu sein, seien Sie aber gewählter und eleganter.““

Lucian Buonaparte, der selbst ein großes Heldengedicht von mehr als vierzigtausend Versen über Karl den Großen geschrieben hatte, ließ es sich nicht im Entferntesten einfallen, daß derselbe Vèranger, der ihm Dithyramben und Idyllen schickte, die, beiläufig gesagt, heute allgemeiner Vergessenheit anheimgefallen sind, die Laufbahn, die ihn zum Ruhme führte, mit dem König von Dvetot beginnen und daß er das großmüthige Almosen, das er ihm gab, späterhin auf's Reichlichste vergelten würde, indem er die Schätze seiner Poesie über die Größe und das Unglück der kaiserlichen Familie ergoß.

Einige Zeit nachher ward Vèranger dem Herausgeber der *Annales du Musée* empfohlen und arbeitete zwei Jahre lang, ungenannt und unbekannt, an der Redaction dieses Werkes, bis er endlich im Jahr 1809 durch die Unterstützung des Dichters Arnault (der Republicaner Lucian war damals bei seinem Bruder, dem Kaiser, ganz in Ungnade gefallen) im Secretariat der Universität einen Platz als Copist mit einem Gehalt von zwölfhundert Francs erhielt.

Zwölfhundert Francs jährlichen sichern Einkommens! Das war für einen Menschen, der von Jugend auf mit Armuth und Glend zu kämpfen gehabt, eine wahre Goldgrube, ein unschätzbares Glück. Seine Amtsverrichtungen sagten übrigens dem Dichter, dessen Phantastie in ihrem launenhaften Aufschwung von der äußern Welt ganz unabhängig war, vollkommen zu. Vèranger vermietete für so und so viel per Stunde seine Hände, behielt aber seine Gedanken frei und unbeschränkt für sich. Als späterhin nach der Revolution der Zulitage seine Freunde und Mitkämpfer Minister geworden waren und dem Chanfornier eine „gute Stellung“ anweisen wollten, hat er in aller Naivetät ihre Anerbietungen zurückgewiesen, indem er erklärte, er sei zu jeder amtlichen Arbeit durchaus untauglich, höchstens eben die mechanische Beschäftigung eines Copisten ausgenommen.

Einmal an der Universität untergebracht und mit Copiren von Circular-Verfügungen und Reglements beschäftigt, setzte Béranger darum für sich nicht weniger unablässig jene inwendige Arbeit des Genies fort, das seine wahre Bahn sucht. Zwar herrschte immer noch in ihm eine große Vorliebe für die epische und dramatische Dichtungswaise, aber schon begann an allen Orten und zu allen Stunden die Chanson, wie eine Minerva gewappnet, seinem Gehirn zu entspringen und bald erlag ihrem Einfluß jede andere Art poetischer Eingebung. Endlich ward er im Jahre 1813 Mitglied der unter dem Namen Le Caveau (der Keller) in Paris blühenden Gesellschaft von Trinkern und Sängern, und das Gesetz dieser Gesellschaft, das von jedem Mitgliede bei jeder Vereinigung einen Beitrag von Liedern verlangte, offenbarte ihm dann vollends seinen wahren poetischen Beruf. So kam es denn, daß, als am Ende des Jahres 1815 die erste Sammlung seiner Chansons erschien, die vorzüglichsten derselben vor dem Druck durch mündliche Tradition und handschriftliche Mittheilung schon vor dem Druck einem ziemlich ausgedehnten Publikum bekannt und bei demselben beliebt waren.

Die verschiedenen Chansons dieser ersten Sammlung beziehen sich auf drei streng zu sondernde Epochen. Béranger hatte, als er dieselben veröffentlichte, die letzten Kriege des Kaiserreichs, die erste Restauration und die hundert Tage erlebt, und er selbst hat in der Vorrede zu seinen gesammelten Werken die Mühe übernommen, uns seine politische Denkweise zu jener Zeit zu erklären.

„Meine auch heute noch begeisterte Bewunderung für das hohe „Genie des Kaisers, die wahrhaft vergötternde Anbetung, die ihm „das Volk weihte, weil es stets in ihm den siegreichen Vertreter des „Grundsatzes der gesellschaftlichen Gleichheit sah, — diese Bewunde- „rung, diese Anbetung, die einst den edelsten Stoff für meine Ge- „fänge abgeben sollten, hatten mich nie gegen den stets wachsenden „Despotismus des Kaiserreichs blind gemacht.“ (Diese Worte geben den Schlüssel zu der feinen Satyre, die in dem König von Dvetot sich Luft macht.) „Wenn ich daher 1815 im Sturze des „Kolosses doch stets das Unglück des Vaterlandes bedauerte, das „der eigentliche Gegenstand meiner Anbetung war, — so schien mir „bei der Rückkehr der Bourbonen, deren Persönlichkeit mir gleichgiltig war, gerade ihre Schwäche das Beste, weil durch diese das

„Wiederaufleben unserer nationalen Freiheiten möglich werden konnte. „Man versicherte uns, sie seien bereit, einen Bund mit denselben einzugehen; trotz der Charte glaubte ich an ihre Gesinnung nicht eben sehr, aber man konnte ihnen diese Freiheiten als Bedingung auferlegen. So schien auch die Gesinnung des Volks, von dem ich mich nie getrennt habe, anfangs diesen neuen Herrschern, die man aus ihren Gräbern hervorgeholt, nicht entschieden abgeneigt zu sein. „Wenn ich daher auch gegen einige schon damals auftauchende Lächerlichkeiten der Epoche meine Pfeile schleuderte, so war ich doch noch nicht feindselig gegen das Königthum der Restauration gesinnt.“ (In Zusammenhang mit diesem Gedanken Béranger's stehen die halb royalistischen Chansons *Der gute Franzose*, *Der neue Diogenes*, *Wittschrift der vornehmen Hunde* u. s. w.) „In den hundert Tagen ließ ich mich von der Begeisterung des Volkes nicht irre leiten. Ich sah ein, daß Napoleon nicht constitutionell regieren konnte; nicht deshalb war er auf die Welt gesandt worden. Diese Befürchtungen drückte ich, so gut ich eben konnte, in der Chanson *Lisettens Politik* aus, deren Gedanke freilich weit schwerer war, als sich mit dieser leichten Form vertrug. Ich hatte aber auch damals, wie es jene ganze erste Sammlung bezeugt, noch nicht gewagt, die Chanson, der die Schwingen erst wuchsen, einen höhern Flug nehmen zu lassen.“

Dieses Letztere aber that Béranger schon in seiner zweiten Sammlung, die 1821 erschien. Sein Name war seit der zweiten Restauration ein volkstümlicher geworden. Seine Lieder, fröhliche wie traurige, leichtfertige wie ernste, begeisterte wie satyrische, waren überall mit wärmstem Beifall aufgenommen worden, und er hatte das Gebiet der Chanson so erweitert, daß Benjamin Constant von ihm sagen konnte: „Béranger dichtet erhabene Oden, während er nur leichte Chansons zu schreiben meint.“

Minder beifällig nahm die Regierung diese neue Sammlung auf und das hatte für den Dichter den Verlust seines Amtes, drei Monate Gefängniß und fünfhundert Francs Geldstrafe zur Folge. Schon im Jahr 1815, als seine erste Sammlung im Druck erschien, hatte man amtlich den Copisten benachrichtigt, er solle sich in Acht nehmen und nicht ein zweites Mal sich dergleichen zu Schulden kommen lassen. Im Jahr 1821 erinnerte sich Béranger an diese

amtliche Warnung und erschien gar nicht wieder in seinem Bureau; das Ministerium ließ ihm auch sofort seine Entlassung zukommen. Zugleich ward der Dichter, unter der Anklage der „Verletzung der „Sittlichkeit, der allgemeinen und religiösen Moral, der Beleidigung „gegen die Persönlichkeit des Königs und der Aufforderung zu öffent- „lichem Tragen eines äußern Bundeszeichens“ vor das Assisengericht gestellt. Es ist eine interessante Erscheinung, wie in diesem Proceß der Vertheidiger des Angeklagten, Dupin, sich bemüht, seinen Klienten als einen fröhlichen, geistreichen, aber nicht einflussreichen Chan- sonnier darzustellen, während der Ankläger, General-Anwalt Mar- changy, diesen Dichtungen ihren wahren Charakter anweist, indem er sagt, daß, wenn es auch dem Verfasser beliebt, sie Chansons zu nen- nen, er doch in ihnen Dithyramben und Oden voll angreifender Kühnheit erkennen müsse.

In der That waren die Waffen, deren sich der Chan- sonnier gegen die Bourbons bediente, die wirklich furchtbarsten. Weder die allerkräftvollsten und heftigsten Reden in den Kammern, noch die Verschwörungen und die Clubs haben den Königen von Gottes Gnaden so schwere Stöße versetzt, so tiefe Wunden geschlagen, als diese kleinen Büchlein mit Gefängen, die, bald spielend, heiter und witzig-spöttisch, bald imponirend ernst und rebellisch-kühn, sich der Gemüther durch die Sinne wie durch das Herz, durch den Frohsinn wie durch Thränen, durch den Zauber glorreicher Erinnerungen wie durch den anziehenden Reiz der Satyre, durch die Verführungen der Sinneslust und durch die fortreibende Gewalt trunkenen Gelage bemächtigten.

Die dritte Sammlung der Beranger'schen Chansons erschien im Jahr 1828 unter dem Ministerium Martignac. Die Chansons, de- ren Titel Der Schutzengel, die Krönung Karl's des Ein- fältigen und die Gerontokratie (die Herrschaft der Altersschwachen) lauteten, brachten dem Dichter einen neuen Proceß zu Wege, dessen Ausgang eine Verurtheilung zu neun Monaten Gefängniß und zu 10,000 Francs Geldstrafe war. Die liberale Partei Frank- reichs bezahlte die Geldstrafe und hinter den Gitterstäben der Force (so hieß damals der Kerker für politische Verbrecher) schärfte der Gefangene neue, noch mörderischere Pfeile und setzte gegen die

Machthaber jenen Krieg auf Tod und Leben fort, dem das Volk in den drei Julitagen ein glorreiches Ende machte.

Während in Folge der Julirevolution die Gluth der Republicaner ihre äußerste Höhe erreicht hatte, benutzte Béranger, der damals die Ueberzeugung hegte, daß nur eine neue Monarchie im Stande sei, die eroberten Freiheiten zu sichern, all seinen Einfluß zur Beruhigung der Gemüther. „Béranger,“ erzählt Herr Bérard in seinen Erinnerungen des Jahres 1830, „der Abgott des Volkes und der Jugend, hatte sich bemüht, die Central-Versammlung „in der Rue Richelieu zu der Ueberzeugung zu bringen, daß in jedem Augenblick die Republik, wenn nicht unmöglich, doch jedenfalls „in hohem Grade gefährlich sei. Aber die Gemüther waren so aufgeregt, daß er sich dadurch beinahe Mißhandlungen aussetzte.“

Béranger hatte, mehr als wer immer sonst, zum Gewinn der Schlacht beigetragen, welche das liberale Frankreich gegen die Priester- und Adels Herrschaft der Restauration gefochten hatte. Als aber die Sieger sich in die Kampfesbeute theilten, da wies er hochherzig Alles ab, was man ihm antrug. Seine Freunde, Laffitte an der Spitze, wurden Minister und wollten ihn, der sein bescheidenes Amt als Copist im Kampfe für die Freiheit verloren hatte, durch Ehren und Würden reich entschädigen; aber der glorreiche Tyrtæus der Juli-Revolution antwortete ihnen in einer Chanson, die den bezeichnenden Vers enthält:

„Da Gott mich schuf, sprach er zu mir: Sei Nichts.“

In stiller Zurückgezogenheit von dem Getriebe der Hauptstadt, abwechselnd bald in Passy, bald in Fontainebleau, bald in Tours lebend, nahm er seit 1831 keinen thätigen Antheil mehr an der Politik. Seitdem er in dem Jahre 1833 durch Veröffentlichung seiner *Nouvelles et dernières Chansons*, in deren Vorrede er seine Bestrebungen erklärt und vom Publikum feierlich auf immer Abschied nimmt, das, was er selbst seine singenden *Memoiren* nennt, vervollständigt hat, — seitdem schweigt auch seine Muse. Unzufrieden mit der, ihrem Ausgangspunkte so wenig entsprechenden und so viele Hoffnungen täuschenden Bahn, welche die Regierung der Julirevolution eingeschlagen, hält Béranger dieses System nicht einmal der Feindschaft werth, die er der Restauration gewidmet hatte, ein

Symptom, dessen Bedeutsamkeit schon Börne in seinen Pariser Briefen gewürdigt hat und dessen tiefer liegende Ursachen wir hier ein wenig länger entwickeln wollen, da sie uns auf einen für Deutschland höchst interessanten Gegenstand zurückbringen, den wir schon in den einleitenden Worten dieses Artikels angedeutet, nämlich das Verhältniß des politischen Dichters zu seinem Volke.

Man würde den neueren deutschen politischen Dichtern ein großes Unrecht thun, wenn man den geringen Eindruck, den sie auf das Volk machen, lediglich ihrer poetischen Unfähigkeit zuschriebe.

Es ist freilich wahr, daß den meisten dieser politischen Poeten die Volksthümlichkeit, der herzergreifende Ton abgeht, aber das liegt nicht an den Dichtern allein, von denen gar mancher durch rein menschlich-lyrische Gedichte bewiesen hat, daß er den Volkston zu treffen versteht. Daß es ihnen nun bei politischen Stoffen nicht gelingen will, das liegt eben gar größtentheils am Volke, für das sie dichten, oder für das sie vielmehr nicht dichten. Denn von den meisten politischen Gedichten der Neuzeit gilt noch, was Börne von den Uhländ'schen sagt: „Sie sind für die Augen, nicht für die Ohren, für Leser, nicht für Hörer gedichtet.“ Was machte Béranger groß? Daß er für das Ohr des Volkes dichtete, daß seine Chansons durch mündliche Ueberlieferung sich fortpflanzten, daß der Leiermann, der Straßenorgler sie sang und spielte. Man höre ihn selbst:

Vos orateurs parlent à qui sait lire;
Toi, conspirant tout haut contre les rois
Tu marais, pour aneuter les voix,
Des avis de vielle aux accens de ta lyre.

Tes traits aigus lancés au trône même
En retombant aussitôt ramassés
De près, de loin, par le peuple qui l'aime.
Volaient en chœur jusqu'au but relancés.

Aber dazu gehörte auch eben ein Volk, ein Volk mit Gesamtbewußtsein, ein Volk, das die Gegenstände, welche der Poet besang, aus eigener Anschauung kannte. Und ein solches war das Volk Frankreichs während der Restaurations-Epoche. Die große Revolution, die für und durch das Volk geschehen war, hatte ihm das Be-

wußtsein seiner Kraft und seiner Macht, seiner Bedeutsamkeit im Staate gegeben. Die bewegenden Ideen dieser Revolution, Freiheit und Gleichheit, waren aus den Studirstuben der Philosophen und den Cabineten der Staatsmänner auf den Markt des öffentlichen Lebens hinabgestiegen, und dort hatte sie das Volk in sicht- und greifbaren, materiellen Gestaltungen kennen gelernt, hatte sie in sein Mark und Blut aufgenommen. Die Aufhebung der Standesverschiedenheit, der Geburtsprivilegien, der Feudallasten, des Zehntendrucks, die gleiche Berechtigung aller Stände in Bezug auf Staatsämter, die gleiche Belastung Aller in Bezug auf Steuern und Militärdienst, eine gleichmäßige Vertheilung des Grundbesitzes, die Gleichheit aller Franzosen vor dem Gesetze, die Rechtsgarantien eines einzigen, von Einem Geiste der Humanität durchdrungenen Gesetzbuches, die Garantien der Geschwornengerichte, — das und tausend andere Dinge waren die materiellen Wohlthaten und Errungenschaften der Revolution, das waren eben so viel tiefgehende Wurzeln, die sie während eines Vierteljahrhunderts im Volke geschlagen. Nun kamen die Bourbonen nach Frankreich zurück, kamen mit Hilfe fremder Waffenmacht, waren also eine fortwährende Verletzung des nationalen Ehrgefühls, das durch die Glanzepoche der Kaiserherrschaft empfindlicher als je geworden war. Um diese Wunde zu heilen, versprachen die Bourbonen dem Volke die Rückerstattung des Gutes, das es an Napoleon für die blendenden Gebilde des Ruhms und der Weltherrschaft dahingegeben, der Freiheit. Die Charte ward gegeben, die Kammern mit ausgedehnten Vollmachten berufen, die Presse wurde entfesselt und so erhielt das Volk neue Waffen, um die alten Güter zu vertheidigen. Als daher später die Reaction eintrat, als die Emigrirten die Zeit zurückschrauben und die Herrschaft des Absolutismus in Staat und Religion wiederherstellen wollten, — da waren nicht blos politische Theorien bedroht, deren Verständniß eine höhere Bildung erfordert. Nein, da galt es den Kampf um materielles Hab und Gut, um persönliche Freiheit, um den Wohlstand der Familien, — lauter Dinge, die Frankreichs Volk, bis in die untersten Classen hinab, aus eigener Erfahrung kannte. Darum lautete es des Morgens auf den Tribünen der Kammer den beredten Worten seiner Manuel und Foy und Benjamin Constant und Casimir Perier; darum lautete es Abends in der Weinstube und

in der Kneipe den Gefängen Béranger's und Anderer. Denn man hätte sich, zu glauben, daß Béranger der einzige war, der in Chansons die reactionairen Tendenzen der Bourbonen bekämpfte; er war der größte, der erhabenste, der poetisch-begabteste, darum auch der gefeiertste und beliebteste dieser Chansonniers; aber er selbst läßt den Verdiensten seiner Mitkämpfer Desaugier, Debraur, Quesnecourt u. A. m. vollkommne Gerechtigkeit widerfahren. Zwar ist der Name dieser Männer nicht, gleich dem Béranger's, über die Grenzen Frankreichs hinausgedrungen; aber sie alle konnten ihren Eindruck auf das Volk nicht verfehlen, denn sie sangen a posteriori; sie alle hatten den Zweck, die wohlbekannte Errungenschaft der Revolution nicht verloren gehen zu lassen. Darum wirkten sie auf alle Classen des Volks; denn jener, durch die Revolution erworbenen, durch die Restauration bedrohten Güter waren alle Franzosen, wenn auch nicht alle in gleichem Maße, theilhaftig geworden und allen drohte der Verlust, alle wußten, worum es sich handelte.

Wie ganz anders in Deutschland. Zwar hatten auch wir da durch die gewaltigen Kämpfe der Befreiungskriege ein Bewußtsein der Kraft und Bedeutsamkeit des Volkes erhalten, aber was hatten wir damit gewonnen? Nichts; denn durch den Sturz der Fremdherrschaft war man in Vielem in consequenter Richtung auf die Zustände der in sich vermorschten und lebensunfähigen Vor-Napoleoni-schen Epoche zurückgekehrt, und diese Zustände waren nicht der Art, um das Volk für ihre Bewahrung zu begeistern und sie zu einem sangeswürdigen Gegenstand zu machen. Oder wo es in einer gewissen politischen Zähigkeit und unintelligenten Anhänglichkeit an Altherkömmliche doch geschah, wo man mit Abland für das „gute alte Recht“ sang und stritt, da war das alte Recht eben wahrlich nicht gut. Eine neue Zukunft sollte in Deutschland geschaffen werden; Verheißungen, Hoffnungen, Wünsche, Pläne, Theorien, — das war es, womit man sich in den Jahren 1815—18 in Deutschland beschäftigte. Aber zu deren Verständniß gehörte ein hoher Grad politischer und historischer Bildung, gehörten Vorkenntnisse, die selbst der vom Glück mehr begünstigte Mittelstand sich nur allmählig hat erwerben können. Für das Volk, für die untern Schichten der Gesellschaft war das Alles zu ideal, zu theoretisch; es erblickte nichts Praktisches, Nichts, was thatsächlich in sein Leben eingriff. Wie

sollte es sich nun für die Gefänge der Dichter begeistern, die ihn eine Freiheit fangen, von der sie selbst sagen:

„Magst Du nie Dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest Deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?“

Die Mittelclassen verbanden freilich einen thatsächlichen Begriff mit dem Worte, sie wußten, daß Freiheit in einer Anzahl von Freiheiten aufgehe; aber, wie gesagt, das Volk konnte zu dieser Erkenntniß nicht gelangen. Darum sind auch nur wenige der Sturm- und Drang-Gefänge der neuern Zeit in's eigentliche Volk gedrungen; sie haben nur die Gebildeten aufgerüttelt und aus dem trägen Michelschlafe gejagt. Und von diesen Classen ist auch nur das Heil der deutschen Gesellschaft zu erwarten: auf sie allein kann der Dichter wirken. Aber das Volk steht in Deutschland noch zu weit vom Verständniß der politischen, materiellen Prosa ab, um ein Verständniß für die politische Poesie zu haben.

Anders ist dies gegenwärtig in Frankreich. Da droht das Volk die mittlern Classen zu überholen. Während diese im Genuß der Güter, die sie durch die nicht von ihnen, aber für sie gemachte Julirevolution erworben, sich behaglich fühlen und unthätig stehen bleiben, — während dessen rufen allmählig die materiellen Bedürfnisse in dem Volke die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer socialen Umgestaltung hervor. Wenn das Volk wieder kämpfen würde, dann würde es der Kampf der Armen gegen die Reichen sein. Und das ist ein trauriger Kampf, ein Bürgerkrieg, den kein Dichter singen mag, in dessen Busen ein weiches Herz schlägt. Darum schweigt Béranger; darum hat er sich aus der Arena der Gegenwart zurückgezogen und lebt still seinen Erinnerungen, die er, zufolge einem Versprechen seiner Vorrede zu den letzten Chansons, dereinst der Nachwelt mittheilen wird. „Ich will,“ sagt er, „eine Art historischen Dictionairs schreiben, worin unter jedem Namen unserer politischen wie literarischen, jungen wie alten Celebritäten meine zahlreichen Erinnerungen Platz finden sollen, so wie die Urtheile, die ich mir entweder selbst über sie erlauben oder competenten Richtern entlehnen werde.“

Wir sollten nun, am Schlusse dieser Biographie, von Rechts wegen versuchen, ein Gesamtbild des Dichters Béranger, eine ästhetisch-kritische Würdigung seiner Vorzüge und Eigenthümlichkeiten zu geben. Aber eine Meisterhand, deren Arbeit wir in diesem Aufsatze schon einige Züge entlehnt haben, hat dies Portrait schon vor uns gezeichnet, und wir glauben daher dem Leser nichts Angenehmeres thun zu können, als wenn wir aus dem mehr erwähnten Börne'schen Aufsatze die hervorragendsten Stellen hier mittheilen.

„Béranger singt, wie eine Lerche, welche den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ihren Gruß aus heiterer Kehle zuwirbelt, durch ihre frohen Töne die Menschen weckt und sie zu den Arbeiten, Kämpfen und Freuden des Lebens ruft. Seine Gesänge beleben und selbst der Schmerz in ihnen ist noch voll Leben, denn er ist voll Hoffnung; selbst in die tiefste Wehmuth mischt sich noch ein wenig Heiterkeit. Rossini's Musik ergötzt die Zuhörer. Aber wenn man die klagenden Gesänge seiner unglücklichen Liebenden, oder die heldenmüthigen Gesänge seiner zu Blut und Kampf eilenden Streiter hört, wird die Seele nicht von Traurigkeit oder Schrecken erfüllt; unser Herz pocht nicht ängstlich, nein es tanzt; wir können nicht weinen, denn wir lachen vor Lust. Dieser Musik Rossini's ist Béranger ähnlich, wenn er weint.“

„Béranger ist ein heidnischer Dichter. Seine Menschen sind voll Frohsinn und Hoffnung; es sind Titanen, die unter lautem Freudengeschrei den Himmel erstürmen. . . Alles in den Augen der Franzosen und ihres Dichters ist irdisch; der liebe Herrgott selbst ist unser Nachbar und seine Engel unsre Spielgefährten. Die Liebe ist für diese Nation und ihren Sänger eine Sache des Vergnügens, darum ist die Untreue Béranger's Göttin. Wahrlich wären die Menschen stets glücklich, so wäre Béranger ihr Apostel und seine Gesänge wären ihr Evangelium.“

„Béranger, der Sohn des Volkes, gedenkt mit gerechtem Stolze seines edlen Ursprungs. Denn in seinem Vaterlande und während seiner Jugend war das Volk König und das Volk der Könige zitterte vor ihm. Der Enkel des Schneiders singt für die Armen, für die Kleinen, für die Bettler. Mit ihnen lacht und weint er, sie tröstet er, sie liebkost er, sie sucht er zu erheitern. Er schmeichelt ihrem Elend, ja sogar ihren Laster. Denn sind die Laster des Volkes nicht ein

Theil seines Glends? Sind die Verbrechen der Armen nicht gar oft ein Werk der Reichen? Der edle Béranger ist der Freund der Wildschützen, der Schmuggler; er weint mit der Wittve des pauvre Jacques. Aber er vergießt nicht blos Thränen des Mitleids, sondern auch Thränen des Zornes über die Gefühllosigkeit der Reichen und Mächtigen."

„Ruhm, Vaterland, Freiheit, diese ernsten, strengen Göttinnen, die von ihren Anbetern oft so schwere, blutige Opfer fordern, — der Zauberer Béranger hat sie in lächelnde Grazien verwandelt, die von ihren Anbetern keine andern Opfer als Gefänge, Blumen und Tänze verlangen. . . Man kann nicht läugnen, daß der liebenswürdige Dichter Frankreichs seinem Vaterlande geschmeichelt hat; aber er that es nur, da es im Mißgeschicke war. Nicht das siegreiche, weltbeherrschende Frankreich — nicht die blutdürstige Freiheit, — nicht das frivole, selbstfüchtige Vaterland haben seine Gefänge gefeiert. Nein, er hat den Muth nur besungen, da sie unglücklich, die Freiheit, da sie trauerte, das Vaterland, da man es demüthigen wollte... Béranger singt von den Unglücklichen und Besiegten, und wenn er später Siege singt, so waren es nur die der Freiheit.

Paris im Juli.

Philipp B***.